

Meine Damen und Herren,
an einer Stelle von Grit Krügers Roman, den wir heute auszeichnen, stoßen die Leute, denen man darin folgt, tief unter der Erde auf ein gewaltiges Ding aus Stahl, das einer von ihnen schließlich identifiziert: „Ein Bohrkopf, muss da schon lange stecken.“ Ich komme aus Stuttgart, eine Stadt, die seit über zehn Jahren von einem irrwitzigen Tunnelbauprojekt unterhöhlt und immer wieder lahmgelegt wird. Sie können sich vorstellen, dass man nach diesen Erfahrungen unterirdischen Grabungsarbeiten mit einer gewissen Skepsis begegnet. Doch bei Grit Krügers Roman „Tunnel“ liegen die Dinge dann doch ganz grundsätzlich anders.

Ja, aber was machen die Romanfiguren eigentlich da unten, wo sie offensichtlich auf die Reste irgendeines gescheiterten Großprojekts vergangener Tage gestoßen sind? „Das geht Sie gar nichts an“, würde Tomsonov, einer von ihnen, vermutlich antworten. Deshalb beginnen wir doch am besten oben. Oben ist auf seine Weise allerdings auch irgendwie unten, zumindest in der Metaphorik der Klassengesellschaft. Wir begegnen der alleinerziehenden Mutter Mascha

Heerdmann und ihrem Kind Katharina, genannt Tinka, oder wie der Tröster zu ihr sagt, die Kleene.

Auch er heißt in Wirklichkeit natürlich anders, aber Tröster beschreibt ganz gut die Rolle, die er in dem vorübergehend aus der Spur geratenen Leben der Mutter spielt. In den leider etwas unberechenbaren Armen des abgetakelten Seemanns, der nach einem Knastaufenthalt durch die Tristesse von Wiedereingliederungsmaßnahmen treibt, findet Mascha einen gewissen, aber gefährdeten Halt.

Draußen ist es kalt, drinnen die Heizung kaputt, Tinka sehnt sich nach Geborgenheit, und auf dem Amt erklingt ein feixender Chorus der Trostlosigkeit. Dann ist da noch eben jener Tomsonov. Seiner Vergangenheit in repressiven Verhältnissen irgendwo in Osteuropa ist er entkommen, nun sitzt er in dem Pflegeheim fest, an das sich Mascha Heerdmann als Hilfskraft vermitteln lässt, um 3000 Euro zusammenzukriegen. 3000 Euro – „genug für Öl, für ein Sommerlager für das Mädchen, für eine Privatfortbildung zur Sicherheitskraft“. Als blinder Passagier ist in der Einrichtung, in die die Mutter mit Tinka für die Dauer der Maßnahme einzieht, auch der Tröster mit von der Partie, mal versteckt in einem unbenutzten Zimmer, mal unter dem Bett älterer

Damen, denen er in ihren Träumen Gesellschaft leistet.

Das ist die Lage. Unterschiedliche Formen der Gefangenschaft treffen hier aufeinander: Die einen wollen nachhause, die anderen haben keins, Mascha will noch etwas von der Welt sehen und Tomsonov einfach nur raus. Aber was will Grit Krüger? Weder ihre Figuren unserem Mitleid ausliefern, noch ihre prekären Verhältnisse beschönigen, und deshalb drückt sie ihnen eine Hilti in die Hand, schweres Gerät, mit dem sie sich einen dritten Weg bahnen können.

Und der führt über die Endstation hinaus, wo die Leute gestrandet sind, ein Altersheim, das früher einmal eine Kaserne war. Sich seinen eigenen Weg suchen, ist allemal besser, als darauf zu warten, was das Amt mit einem macht. Von Objekten der Sozialfürsorge und des Bedürfnismanagements werden die Figuren zu Subjekten einer besonderen Geschichte.

Denn nicht nur sie graben sich einen eigenen Weg im Kellergeschoss der Pflegebürokratie, auch Grit Krüger findet zu dem Souterrain der Klassengesellschaft, wo die Verhältnisse das Personal ihres Romans einquartiert haben, einen eigenen

Zugang. Sie arbeitet nicht mit einer Hilti, sondern mit einem hochempfindlichen Darstellungsapparat, der Nuancen vernehmbar macht, die einem sich an den Oberflächen der Dürftigkeit weidenden Sozialrealismus entgehen.

Und seltsam: je weiter der Roman das Terrain mit literarischen Mitteln, Metaphern und Reimen bearbeitet, je mehr er die Zeichen als eine Art sozialen Morsecode zum Tanzen bringt, desto genauer und schärfer treten die Atmosphären einer Wirklichkeit hervor, die dieser rebellische Tagtraum ausbuchstabiert, um sich zugleich von ihr zu emanzipieren.

Durch den Schacht, den die Erzählung freilegt, zirkulieren Ängste, Schuld, Traumata. Aber auch das, was von ihnen befreit. „Ein Drecksleben, eine Scheiße“, sagt der Tröster. „Dann wühl dich raus“, antwortet Mascha. Sie hat sich geschworen, nie Angst zu haben. Man könnte das als Empowerment verschlagworten. Aber warum sollte man etwas verschlagworten, wo einem das freie Spiel der Sprache zeigt, wie es anders geht, einer Sprache, die immer wieder ausbricht in das benachbarte Gebiet der Musik.

Dieser Tunnel bietet Raum für einen Festsaal. Der Text wird zum Oratorium. Wenn man Angst hat, soll man singen, hat Tinka gelernt. „Deine Freunde sind Sterne, über Rio und Shanghai“, singen die Pflegeheimbewohner, ein Schnulzen-Soundtrack, der in ihre geriatrische Gefangenschaft hineinscheint wie ein Bach-Choral. Früher hat Tomsonov die rebellische Freiheitsbotschaft der Musik als Straßenmusiker in Deep-Purple-Arrangements für Flöte und Akkordeon versteckt. Jetzt zeigt er Mascha unterwegs zu ihrer nächsten Schicht im Schacht, die richtige Musik, die unter der falschen liegt.

Lassen Sie uns hier kurz innehalten, und hören, was vom Hohenasperg, wo Christian Friedrich Daniel Schubart dank der Fürsorge des württembergischen Herzogs zehn Jahre seines Lebens verbringen durfte, herüberdringt. „Jetzt rasselte die Türe hinter mir zu, und ich war allein – in einem grauen, düstern Felsenloche allein“, so erinnert er sich später. Wir hören keine Grabungsgeräusche. Schubart hat nicht versucht, aus seinem Verließ auszubrechen, und eine Hilti gab es damals noch nicht. Aber er war eben nicht nur Journalist und Dichter, sondern auch Musiker. In der tödlichen Einsamkeit der Einzelhaft schrieb er an den „Ideen zu einer Ästhetik der

Tonkunst“, in denen er das Resultat seines ganzen musikalischen Lebens niederlegen wollte.

Mit welcher List und Heimtücke er auf die schwäbische Bastille entführt wurde, ohne Verfahren und rechtskräftiges Urteil, hat der frühere Schubart-Preisträger, Daniel Kehlmann, hier in Aalen schon einmal eindrucksvoll geschildert.

Auf dem Hohenasperg entstand auch eines von Schubarts bekanntesten Gedichten „Die Fürstengruft“, das er einem Festungssoldaten diktieren musste, weil man seine Schreibutensilien vorübergehend beschlagnahmt hatte. Unter dem Deckmantel einer Vanitas-Meditation gräbt Schubart in dem Gefängnis-Gedicht dem „edlen Fürsten, dem Guten“ schon einmal sein Grab und bettet ihn unter die faulenden Kadaver einer dunklen Verwesungsgruft.

Schiller schätzte dieses Gedicht, das sich rasch überallhin verbreitet hat. Kurz bevor er selbst vor dem Herzog nach Mannheim fliehen musste, besuchte er Schubart auf dem „Demokratenbuckel“, wie der Festungshügel auch genannt wurde. Und er war nicht der Einzige. Der Ort finsterster Hoffnungslosigkeit wurde durch die Dichtung, die

von hier nach außen drang, zu einem Wallfahrtsort der Freiheitsliebenden.

Nach etwas mehr als zehn Jahren wurde der Gefangene so willkürlich wie man ihn zuvor arrestiert hatte, als Hofoperndirektor wiedereingegliedert. Er starb vier Jahre später. Und nun kann ich Ihnen ein makaberer Detail nicht ersparen. Es heißt nämlich, der Dichter sei auch im Grabe nicht zur Ruhe gekommen. Angeblich habe man bei späteren Umgrabungen auf dem Stuttgarter Hoppenlaufriedhof Kratzspuren im Inneren des hölzernen Sargdeckels gefunden.

Ich kann nicht anders, als den schauerlichen Realitätsgehalt dieser Anekdote metaphorisch zu lesen und ins Lichte zu wenden: als ein rebellisches Insistieren, Klopfgeräusche an die Nachwelt, ein weiterlebender Widerstand. Und hier bin ich wieder in Grit Krügers „Tunnel“. Vielleicht ist es das, was die schweren Träume des Trösters durchsickert, als gäbe es tief unter ihm Bewegung. Oder das Klopfen und Knirschen, Stoßen und Reiben, das Tomsonov hört. Grab weiter, sagt er zu Mascha, und ihr gefällt, dass er eben nicht stillhält, dass er etwas will. „So einen wie diesen Alten kann sie leiden. Widerstand und Rebellion.“

Meine Damen und Herren, ich bin nicht gut im Nacherzählen von Geschichten, weshalb ich Ihnen unbedingt raten möchte, diesen bemerkenswerten Roman selbst zu lesen – draußen gibt es einen Büchertisch. Aber um noch einmal auf die Frage zurückzukommen, warum diese Leute ein Loch graben: Ausnahmsweise muss ich hier Tomsonov doch widersprechen, denn das geht uns sehr wohl was an. Grit Krüger zeigt uns, wie dünn der Boden ist, auf dem wir uns bewegen. Aber sie lässt uns auch das Rumoren im Untergrund der Hoffnung vernehmen, die Arbeit des Textes, die sich mit dem Ausweglosen nicht abfinden will. Gegen die Angst hilft nicht nur Musik, sondern auch ein so hellhöriger musikalischer Roman wie dieser. Dafür vielen Dank, liebe Grit Krüger, und herzlichen Glückwunsch zu diesem Preis.